



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Villa Glori : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Villa Glori

Von Otto Kaemmel

(Schluß)



och ohne Kenntnis von diesen Vorgängen, die jede Hoffnung auf ein Zusammenwirken mit den römischen Aufständischen vernichteten, bemerkte man gegen Mittag einen Trupp rekonozzierender Dragoner und machte sich zum Kampfe bereit. Zum Glück war es möglich, noch ein kräftiges Mittagessen herzurichten; aber kaum war es in Heiterkeit verzehrt, als kurz nach fünf Uhr der Posten, der auf einer hohen Strohseime beim Winzerhause lag, den Anmarsch einer päpstlichen Truppenabteilung meldete. An den dunkeln Uniformen erkannte man schweizerische Carabinieri in der Stärke einer Kompagnie. Giovanni Cairoli postierte seinen Zug gedeckt hinter einer Hecke am Abfalle des Hügels. Sobald die Carabinieri durch das Gitter des Grundstücks eingedrungen waren und den Fußweg heraufkommend der Bewaffneten gewahr wurden, begannen sie zu feuern. Die erste Salve piffte hoch über den Köpfen der Freischärler weg, aber indem die Carabinieri langsam vorgingen, faßten sie das Ziel immer besser, die Kugeln der nächsten Salven fuhren schon in die Erde, die den Freiwilligen ins Gesicht spritzte. Noch hatten diese wegen der großen Entfernung nicht gefeuert, da befahl Giovanni Cairoli, die schützende, aber auch hinderliche Hecke wegzureißen, und die erste Salve krachte. Freilich war der Kampf lächerlich ungleich. Die vortrefflichen Remingtonhinterlader der Päpstlichen trugen auf achthundert Meter; die „alten Schießseisen“ der Freiwilligen, Vorderlader von 1848, die obendrein von der Feuchtigkeit beim letzten Transport gelitten hatten, zwangen sie stehend, also völlig ausgesetzt zu laden, versagten häufig (Ferrari brauchte fünf Zündhütchen für den ersten Schuß) und erreichten kaum den Feind. Trotzdem war das Feuergefecht lebhaft genug. Da fiel der erste Verwundete, bald ein zweiter, und Ferrari sah schauernd das erste Blut im Kampfe fließen. Auf Befehl Enrico Cairolis wich endlich der Zug langsam, in guter Ordnung nach dem Herrenhause zurück bis zur letzten Biegung der großen Straße. Dort vereinigte er sich mit den beiden andern Zügen und bildete die Feuerlinie. Inzwischen entwickelten sich die Carabinieri zur linken Seite der Straße auf der sie begrenzenden Wiese in aufgelöster Ordnung. „Vorwärts mit dem Bajonett, Mut, Kinder! schrie Enrico Cairoli seinen Leuten zu, hoch Garibaldi!“ Im Nu sind der Graben und der Rand der Straße erstiegen, eine Hecke ist überwunden, im Lauffschritt, mit dem Rufe: „Evviva l'Italia!“ geht alles vor, der Hauptmann weit voran. „Halt, Enrico, ruft ihm der Bruder zu, wir wollen zusammen bleiben!“ Noch sieht Ferrari, wie sich sein Hauptmann, den Revolver in der

Faust, auf den Feind wirft, und wie einige Carabinieri ihn aufs Korn nehmen, da fühlt er einen heftigen Schlag wie von einem Steine gegen den Puls des linken Armes, der sofort gelähmt ist. Das Gewehr gleitet ihm aus der Hand, und er sieht sich zwei Carabinieri gegenüber, die mit gefälltem Bajonett auf ihn losgehn. Mit ein paar Revolverschüssen hält er sie sich vom Leibe, dann schmettert ein Trompetensignal, und er läuft mit andern nach dem Hause zurück, da man es bedroht glaubt. Dort sinkt er in Ohnmacht.

Inzwischen geht draußen der Kampf zu Ende. Die beiden Cairoli drängen dem weichenden Feinde nach. „Einige, so erzählt Giovanni in seinem Tagebuche, machen Halt, ihr Kapitän unter ihnen. Wir wenden uns gegen ihn mit gespanntem Revolver, denn er nahm uns mit einem Pistol aufs Korn. Enrico feuerte, in diesem Moment sehe ich einen Carabiniere sich gerade gegen ihn wenden, ich werfe mich auf ihn, und da mein Revolver abermals versagt, schlage ich ihn wütend ins Gesicht. Nach einem Augenblicke wütenden Handgemenges finde ich mich zur Linken meines Enrico und umringt; eine Salve wirft uns in demselben Augenblicke nieder. Kaum am Boden sehen wir uns barbarisch mit dem Bajonett angegriffen, sie treffen uns noch und fliehen, verfolgt von unsern Verwünschungen: »Feiglinge! Schurken!« Ich lag einige Augenblicke in einer Art von Betäubung; kaum war ich erwacht, da schien es mir, als ob ich unter dem Alp eines Traumes wäre, aber plötzlich wurde ich durch die Stimme meines Enrico und von dem Schmerze meiner Wunden zur traurigen Wirklichkeit zurückgerufen. »Ich sterbe«, sagte mein Bruder. »Auch ich«, erwiderte ich. »Unsre arme Mutter!« gab Enrico zurück. Dann steigerten sich seine Schmerzen, er hatte zwei schwere Wunden, auf der Brust die eine, die ich nicht wahrnehmen konnte, die andre am rechten Mundwinkel. Ich tat das mögliche, ihm Hilfe zu leisten, aber ich vermochte nichts weiter als ihm mit meinem rechten Arme eine schwache Stütze zu leihen. Mein Enrico litt schwer, aber er ließ wenig Klagen hören. Er begann wieder: »Ich wünsche in Gropello (dem Familiengute) begraben zu sein«, dann nach einem Augenblicke des Schweigens: »Grüße mir Mutterchen, Benedetto, Minoja«. Er machte eine letzte Anstrengung, sich aufzurichten, und fiel zurück. Mein Enrico war tot.“ Auch Giovanni litt schwer. Um sich herum hörte er die Seufzer andrer Verwundeter und sagte noch zu ihnen: »Wir haben die Genugthuung, unsre Pflicht getan zu haben, wir sind als tapfre Männer gefallen.“ »Evviva l'Italia!« fügten die andern hinzu. Umsonst erwarteten sie Hilfe von ihren Genossen, aber die Nacht stieg herauf, und es kam nichts. Denn in den Resten der kleinen Schar, die ins Herrenhaus zurückgewichen war, herrschten Bestürzung und Verwirrung. Führerlos und mehr als dezimiert — von 76 Kämpfern waren neun verwundet oder tot — wußten sie nicht, was zu tun sei. Manche meinten, man müsse das Haus gegen einen neuen Angriff bis zum äußersten behaupten, andre hielten das für unmöglich und den Abzug für geraten, aber auch dieser schien gefährlich. Zunächst drängte die nähere Sorge um die Verwundeten, und ein Student der Medizin aus Bologna verband auch Ferrari, dessen zerschmetterter Armknochen so heftig schmerzte, daß er in Starrkrampf zu verfallen fürchtete. Inzwischen kam die finstre Nacht. Da schreckt ein langgezogener Hilferuf alle auf; als sie zögernd und eine feind-

liche Kriegslist befürchtend nachsehn, steht Mosettig, am Bein verwundet, vor der Thür und meldet, daß noch andre Verwundete auf dem Gefechtsfelde lägen. Einige wagen sich dahin, finden Enrico Cairoli tot, Mantovani im Sterben und bringen mit ihnen noch einen dritten nach dem Hause; von den andern Vermißten ist nichts zu finden. Von diesen hatten sich nämlich zwei, Giovanni Cairoli und ein anderer, in der Finsternis mühsam bis zum Winzerhause geschleppt, unter dessen Vorhalle schon ein anderer Kamerad, am Bein schwer verwundet, auf einer Streu lag, und hatten bei den braven Leuten bereitwillige Aufnahme gefunden. In ruhigerer Überlegung beschlossen nun die noch kampffähigen Genossen, während der Nacht abzuziehn und sich mit den Kolonnen Garibaldi's zu vereinigen, der an demselben Tage schon die Grenze überschritten hatte; doch ließen sie drei Kameraden zur Pflege der Verwundeten zurück. Schließlich schloßen die Zurückgebliebenen vor Erschöpfung ein; auch Ferrari versank in einen traumlosen Schlaf.

Ein herrlicher Morgen weckte ihn, die strahlende Sonne eines echt römischen Oktobertages vergoldete die Bäume und die Hecken, von der „ewigen Stadt,“ der so heiß und so vergeblich unvorbnen, klang das Glockengeläut, und zuweilen knallten Schüsse eifriger Jäger in der stillen Herbstlandschaft. Aber mit diesem friedlichen Bilde kontrastierte grausam die nächste Umgebung: Haufen von Waffen, weggeworfne Kleidungsstücke, Hüte, Feldflaschen, umgestürzte Stühle, zerbrochnes Geschirr, zerschlagne Weinflaschen, Speisereste, Verbände, Strohschütten, alles mit Blut bespritzt, im Zimmer daneben zwei starre Leichen und da und dort stöhnende Verwundete, die immer noch vergebens auf Hilfe warteten. Zu ihnen gesellte sich noch am Morgen auch Giovanni Cairoli, der mit verbundnem Kopfe, blutbesprengt und sich mühsam am Stocke fortschleppend ankam; sein heißester Wunsch war, seinen gefallnen Bruder nochmals zu sehen. Dann schickte er den Winzer nach Rom hinein an die Militärbehörde mit der Bitte um ärztliche Hilfe und sorgte noch selbst für den Verband eines päpstlichen Soldaten, der schwer getroffen am Winzerhause lag. Am Herrenhause ließ er ein weißes Tuch aushängen als Zeichen, daß niemand mehr an Widerstand denke.

Es war gegen Mittag, als Waffenklingen die Ankunft päpstlicher Truppen ankündigte. Es waren (französische) Zuaven, Dragoner, Gendarmen u. a. m., Leute, die meist nicht einmal italienisch verstanden. Mißtrauisch näherten sie sich dem Herrenhause mit schußfertigen Gewehr, obwohl ihnen die Insassen entgegenriefen: Feriti, feriti, blessés! und Cairoli selbst ihnen auf der Schwelle entgegentrat und ihnen versicherte, es seien nur Verwundete da. Endlich ließen sie sich beruhigen, ein Dragonerleutnant befahl den Freiwilligen, sich vor dem Hause aufzustellen, allerdings mit der drohenden Weisung an die Wache: „Wenn sie lügen, schießt sie nieder!“ und ließ das Haus genau durchsuchen. Auf die Bitte Cairoli's, die Leiche seines Bruders dabei zu achten, erwiderte ein französischer Gendarmerieoffizier gemüthvoll: „Wenn er tot ist, kann ich ihm nichts Schlimmes mehr antun.“ Die vorgefundnen Revolver wurden mitgenommen, die Gewehre zerschlagen, eine ziemlich langwierige Arbeit. Dann zog das Kommando ab, um die Gegend nach „Banden“ zu durchsuchen.

Erst als es dunkelte, kamen Wagen und Ambulanzen in Begleitung von Gendarmen, eines Arztes und eines Kaplans, eines dicken gutmütigen Belgiers, unter der Führung eines höflichen und rücksichtsvollen Kapitäns, der auch für die beiden Leichen bereitwillig zu sorgen versprach. Nachdem die Verwundeten untergebracht waren, setzte sich der kleine Zug nach Rom in Bewegung. Die Porta del Popolo war stark verbarrikadiert, eine Kompagnie Infanterie stand daneben, und auf der schönen Piazza del Popolo waren Geschütze aufgeföhren, die ihre Mündungen nach dem Eingange der drei von dort ausstrahlenden Straßen richteten. So zogen die als Gefangne in Rom ein, die es als siegreiche Befreier zu betreten geträumt hatten. Von einer Schwadron Dragoner eskortiert, fuhr der Wagenzug durch die lange Via Ripetta nach der Engelsbrücke. „Die Straße war leer, die Geschäfte, die Türen und Fenster geschlossen. Das Rasseln der Räder, der Hufschlag der Pferde, das Klirren der Säbel der Dragoner inmitten dieser Grabesstille hatten etwas Unheilverkündendes.“ Um acht Uhr hielt man vor dem Portale des großen Militärhospitals Santo Spirito nahe beim Petersplatze, erwartet von zahlreichen Neugierigen, die sich diese ersten gefangnen Garibaldianer ansehen wollten.

Binnen einer halben Stunde waren alle sieben Verwundete in einem großen Zimmer des Erdgeschosses aufs beste untergebracht. Ärzte, Chirurgen, Krankenwärter, Nonnen in großen weißen Flügelhauben bemühten sich um sie. Auch später war die Behandlung in Santo Spirito nicht nur sorgfältig und human, sondern auch vornehm und ritterlich. Die sich in ihren Grundsätzen als Todfeinde gegenüberstehn mußten, viel schärfer als jemals die Angehörigen einander befehrender deutscher Staaten und Parteien, begegneten einander als ehrenhafte Gegner, als Söhne desselben Volks. Die anfangs gehegte Furcht, man würde die Freiwilligen, die ja auf eigne Faust, von keiner staatlichen Autorität gedeckt, mit den Waffen in der Hand in den Kirchenstaat eingedrungen waren, als Rebellen vor ein Kriegsgericht stellen, bewahrheitete sich nicht, sie galten als Kriegsgefangne. Man hatte sich allerdings nach ihrer sehr vernachlässigten äußern Erscheinung etwas ganz andres unter ihnen vorgestellt, verzweifelte Abenteurer oder verführte arme Jungen, und man war nun sehr erstaunt, in ihnen gebildete Leute zu finden, die ihre feste Überzeugung hatten. Besondere Aufmerksamkeit erregte gleich bei der Feststellung der Personalien der vermeintliche Graf Colloredo. Ein Colloredo, der Sprößling eines alten, in Oberitalien und Österreich weitverzweigten katholischen Adelsgeschlechts unter diesen Freischärlern, das war doch unerhört! Aber man glaubte ihm, was aus seinem Passe hervorging, und was er nicht ausdrücklich widerrief, und erwies ihm noch etwas mehr Aufmerksamkeit als den andern. Jedoch auch Cairoli erfuhr mit seinem Anliegen, die Leiche seines Bruders möge in der geeigneten Weise nach der Heimat gebracht werden, die freundlichste Aufnahme. Auch die Schwestern (von S. Vincenzo da Paula) waren sympathische Erscheinungen, vor allem die Madre Superiora, „eine belgische Dame, die vortrefflich italienisch sprach, unbefangen, offen, intelligent, von blühendem, anmutigem Außern.“ Besonders bemühte sich um die Gefangnen der Chef des Hospitals, der Kapitän Galliani, obwohl er eifrig päpstlich war. Er versorgte sie mit Schreibmaterialien für

Briefe an die Ihrigen und auf Wunsch auch mit Lektüre; für Ferrari und Colloredo übernahm sein Haus sogar die Besorgung der Wäsche. Ebenso machten General Kanzler, der päpstliche Kriegsminister, mit seiner Frau, einer gebornen Römerin, in deren Begleitung gewöhnlich eine große blonde Engländerin, Mrs. Stone, eine eifrige und rührige Anhängerin des Papsts, war, und der General Zappi, der Stadtkommandant von Rom, durch dessen Hände die Briefe der Gefangnen gingen, ihnen oft Besuch. Freilich trat dabei der Gegensatz der Anschauungen zuweilen hervor. General Zappi bemerkte einmal spöttisch zu Ferrari, als er sah, daß dieser W. Scotts Kenilworth las: „Ah, ein Roman! In euern Ideen ist in der That viel Romantik und sehr wenig Geschichte; das ist Poesie, aber euch fehlt die Prosa. Ihr habt geglaubt, hierher zu kommen, um Revolution zu machen, habt gemeint, daß sich Rom wie ein Mann erheben würde. Nichts von alledem; auch ihr habt das konstatiert. Nicht einmal Viterbo hat sich gerührt. Ihr habt mit euern eignen Augen von den Monti Parioli aus gesehen, daß sich das ewige Rom nicht rührt.“ An demselben Morgen kam Monsignore Franz Xaver de Merode, Großalmosenier des Papstes, ein langer, hagerer, ernster Herr, ein Belgier, und fragte Colloredo, was sie eigentlich in Rom gewollt hätten. „Die Revolution dorthin tragen,“ antwortete dieser. „Und wieviele wart ihr?“ „Achtundsiebzig.“ „Narren, die man einsperren mußte!“ rief Merode aus und brach in lautes Gelächter aus, indem er ihm einen leichten Schlag auf die Stirn gab, „liebenswürdige Narren!“ Aber er schickte dem vermeintlichen Grafen freundlich einen neuen Klemmer, da er ihm den alten heruntergerissen und zerbrochen hatte, worauf ihm Colloredo ebenso höflich die Trümmer des alten Glases als sein wohlervorbnes Eigentum zur Verfügung stellte.

Lästig waren nun freilich die Befehrungsversuche der geistlichen Herren. Sie meinten es ja alle herzlich gut, sie hatten Mitleid mit den armen Sündern, die so frevelhaft die Hand gegen die Kirche erhoben hatten, sie wollten sie so gern absolvieren zu ihrem eignen Seelenheil und zum Ruhm der Kirche. Aber sie fanden kein Entgegenkommen, denn die Beichte hätte jedem die Verpflichtung auferlegt, seine Handlungsweise zu bereuen, seine Überzeugung zu verleugnen, und das wollte keiner. Auch Moruzzi, dessen schwere Unterleibswunde sich als tödlich erwies und ihn schrecklich quälte, verschied schon am Morgen des 28. Oktobers, ohne die Absolution empfangen zu haben. Er war der erste, den die kleine Gesellschaft verlor; kurz danach wurden mehrere, darunter Cairoli, zum großen Leidwesen der zurückbleibenden Genossen, aus dem Lazarett entfernt und in Einzelhaft gebracht. Die Befehrungsversuche eifriger Priester dauerten inzwischen fort; auch Rosenkränze, Medaillen und Traktätchen sollten dazu mitwirken. Besonders bemühten sich ein Geheimkämmerer, Monsignore Talbot, ein Abkömmling der bekannten irisch-katholischen Familie, der Ordensgeneral der Dominikaner oder Karmeliter und der Kardinal Merode, der es ganz besonders auf Colloredo abgesehen hatte. Wurde doch dieser sogar von einem römischen Künstler, dem Professor Luccardi, einem Freunde des Hauses Ferrari, der dem gefangnen Freiwilligen im Auftrage seiner besorgten Mutter Geld übermittelte, sich aber zugleich für Colloredo als Sohn

eines alten Freundes interessierte, an der sprechenden Ähnlichkeit mit diesem als ein echter Colloredo anerkannt. Ein anderer Monsignore, Vincenzo Tizzani, früher Bischof von Terni, damals ein blinder Greis, war zwar so einseitig, daß er seinen Hund Luther nannte, im übrigen aber ein intelligenter Mann von hoher Bildung und echter Humanität, der den Verwundeten schlichte Freundlichkeit und einfach menschliche Teilnahme erwies. Als sich einmal ein römischer Principe, ein fanatischer Klerikaler, in seinem Beisein zugleich seiner Heldentaten gegen die Garibaldianer und seiner Wohlthaten für sie rühmte, bemerkte ihm Tizzani sanft, daß es dem Unglück gegenüber keine Parteien gebe. Ebenso rücksichtsvoll benahm sich ein englischer Prälat, Monsignore Edmund Stonor; „ruhig, höflich, maßvoll, ein wahrer Cavalier,“ vermittelte er freundlich eine gewisse Verbindung mit Cairoli und enthielt sich jedes Vorwurfs. Am meisten den plumpen Fanatiker zeigte einer der Ärzte, ein geborner Norse, der sogar einen Kalabreserhut als „antikatholisch“ bezeichnete.

Einen besondern Eindruck auf die Gefangnen erwartete man offenbar von der Persönlichkeit Pius des Neunten. Eines Tages flogen die Türflügel des Saales weit auf, der Posten präsentierte knieend, man hörte von draußen den Ruf: Evviva Pio Nono! Evviva il Papa-Rè! und ein alter wohlbeleibter Herr, ganz in Weiß gekleidet, erschien auf der Schwelle, die Rechte segnend erhoben und von einem Benediktiner begleitet. Er setzte sich zu Colloredo ans Bett und reichte ihm die Hand zum Kuß, doch der Kranke schien diese Gebärde nicht zu verstehn und küßte sie nicht. „Leiden Sie sehr?“ fragte der Papst. „Ja,“ erwiderte Colloredo trocken. „Wohlan, dann nehmen Sie diese Schmerzen als heilsame Buße für Ihre Sünden aus der Hand Gottes hin, und bitten Sie ihn um Vergebung, daß Sie ihn beleidigt haben,“ schloß Pius der Neunte und gab ihm seinen Segen. Über solche Güte war der Benediktiner so gerührt, daß er Tränen vergoß; die verstockten Herzen der Freischärler waren es weniger.

Viel peinlicher noch als den Gegensatz der Anschauungen empfanden sie die Ungewißheit über das, was draußen vorging und ihnen doch verborgen blieb; denn die Hoffnung auf einen Sieg Garibaldi's hatten sie noch keineswegs aufgegeben, sie erwarteten tagtäglich den Kanonendonner zu hören, der seinen Angriff auf Rom verkündigen mußte. Zunächst schienen sie Recht zu behalten; aus den bestürzten Mienen und der Unruhe ihrer Umgebung errieten sie einen Erfolg, den Sieg der Freischaren bei Monte Rotondo am 29. Oktober. Zwei Tage peinlichster Erwartung vergingen; am Abend des zweiten berichtete ihnen ein geschwägiger französischer Priester „mit der seiner Nation eignen Überhebung,“ die Franzosen seien in Civitavecchia gelandet. Noch hofften sie trotzdem, aber am Morgen des 4. Novembers langten die ersten Verwundeten von Mentana in Santo Spirito an. Es war also alles zu Ende. Tiefe Entmutigung ergriff auch die Hoffnungsvollsten, und Verwünschungen richteten sich nicht nur gegen die Franzosen, sondern auch gegen die italienische Regierung, die das zugelassen habe. Man ahnte nicht, daß es erst am 26. Oktober dem ganz französisch gesimten General Menabrea gelungen war, ein Ministerium zu bilden, und daß sein Versuch, wenigstens zusammen mit den Franzosen den Kirchenstaat zu besetzen, von Napoleon dem Dritten brüsk zurückgewiesen worden war.

Die Überfüllung des Hospitals veranlaßte kurz danach die Übersiedlung Ferraris und seiner Genossen nach dem Hospital Sant' Onofrio an der Lungara. Hier wurden 190 Kranke untergebracht, zum Teil Leute in hoffnungslosem Zustande. Ein Kapitän aus der Romagna wurde vom Starrkrampf erfaßt und starb am dritten Tage unter schrecklichen Zuckungen. Ein armer Junge von fünfzehn Jahren, der sich tapfer geschlagen hatte, war verwundet gefallen und vor Schrecken wahnsinnig geworden, als er die feindliche Waffe in dichtester Nähe auf sich gerichtet sah; er starb nach wenig Tagen. Überhaupt erlag mehr als der vierte Teil aller Kranken, vierundfünfzig, den Verwundungen. Der alltägliche Anblick so vielen Elends stumpfte allmählich das Gefühl ab; auch Ferrari wurde gleichgiltig und konnte chirurgischen Operationen ohne besondere Empfindung beizohnen, obwohl er früher geschauert hatte, wenn er nur Blut sah.

Im ganzen brachte Sant' Onofrio mit Santo Spirito verglichen den Kranken wesentliche Verschlechterungen. Die Räume waren zu niedrig, die Lüftung ungenügend, die Schwestern, die einem strengern Orden angehörten, als die in Santo Spirito, unfreundlich und wortkarg, die madre generale, die sich selten sehen ließ, eine kleine Person mit groben Zügen und „steif, als wenn sie einen Besenstiel verschluckt hätte,“ „ein wahrer Jesuit im Unterrock“; die gemieteten Krankenwärter spitzbübisch, die Kost knapp, und die ununterbrochne Anwesenheit von Gendarmen und Kapuzinern in den Sälen wurde als sehr störend empfunden. Auch an zudringlichen Bekehrungsversuchen fehlte es nicht. Sie richteten sich besonders auf den vermeintlichen Grafen Colloredo, dem sein vornehmer Name auch jetzt wieder große Unbequemlichkeiten bereitete. Ein päpstlicher Hausprälat, Antici Mattei, versprach ihn in Privatpflege zu bringen, wenn er nur beichten wolle. Ein Anverwandter des hohen Hauses, Pater Colloredo, ein alter Herr, der seit vielen Jahren seine Familie nicht gesehen hatte, plagte den jungen Mann mit hundert Fragen nach seiner Verwandtschaft und konnte nur durch ein starkes Aufgebot von Erfindungskraft mit Hilfe Ferraris befriedigt werden. Dieser selbst brachte durch seine Verstocktheit einen eifrigen Franziskaner fast zur Verzweiflung. Nicht wenige andre freilich fügten sich schließlich.

Zum Glück gab es auch erfreulichern Umgang. Besonders freundlich nahm sich Monsignore Giovanni Biffani der gefangnen Garibaldianer an. Im Herzen ein patriotischer Italiener gab er gelegentlich nach Florenz genaue Nachrichten über intime Vorgänge im Vatikan und zog sich dadurch einen Vergiftungsversuch zu, dem freilich durch einen Zufall nicht er, sondern sein Vater zum Opfer fiel. Der Anstifter, ein bei ihm aus- und eingehender Priester, wurde zu zwanzigjähriger Galeerenarbeit verurteilt, aber schon nach drei Jahren begnadigt und sogar im Vatikan wieder zugelassen. Mit Ferrari besprach Biffani ganz freimütig die nationalen Hoffnungen; er tröstete die Verwundeten und besorgte ihre Korrespondenz ohne Dazwischenkunft der Polizei, indem er die für sie bestimmten Briefe an sich adressieren ließ und die von ihnen geschriebnen mit dem Siegel seines Kapitels (von Santa Maria in Trastevere) verschah. Später trug ihm seine Gefinnung die Verbannung aus Rom ein, nachdem er noch im September 1870 Ferrari aufs herzlichste in seinem Hause aufgenommen hatte. Auch die päpstlichen Zuaven der Wache, fast alles Leute aus gebildeten Familien, erwiesen

sich als gute Kameraden, leisteten den Gefangnen gern Gesellschaft und schleppten in den unergründlichen Taschen ihrer weiten Hosen Lebensmittel aller Art, sogar Weinflaschen herbei, um die schmale Krankenkost aufzubessern. Ihr Chef, der bekannte Oberst Athanase de Charrette, ging ihnen mit gutem Beispiele voran; willig erkannte er namentlich die Tapferkeit der Garibaldianer an. Erheiternd wirkte der Besuch des Abgeordneten irgend eines demokratischen Vereins in Umbrien oder in der Romagna, der zuerst die Auslieferung der Leiche eines gefallnen Garibaldianers verlangte, dann, als diese abgelehnt wurde, naiverweise wenigstens Hemd und Mütze des „Märtyrers“ haben wollte, um sie bei der Totenfeier als Reliquien zu verwenden. Erst ein Kapuziner mußte ihn darüber belehren, daß man gewisse Dinge in Rom nicht fordern dürfe, und Ferrari riet ihm wohlmeinend, sich schleunigst aus dem Staube zu machen.

Wie nun allmählich die Wunden heilten und die hohe Spannung der Gefühle nachließ, machte sich allmählich die Sehnsucht nach der Heimat geltend. Mit innerm Jubel vernahmen deshalb Ferrari und seine Genossen am 2. Dezember die Nachricht, daß allen, die dazu imstande wären, die Abreise gewährt sei. Mit bewegtem Herzen nahmen sie Abschied von den zurückbleibenden Kampf- und Leidensgenossen, von dem wackeren Galliani, von den Ärzten. Die nächste Nacht mußten sie allerdings noch in den Gefängnissen der Engelsburg zubringen, und den Zug, der sie noch bei Dunkelheit aufnahm, begleiteten französische Soldaten bis an die Grenze, wo sie einen italienischen Zug bestiegen. In Grosseto gewährte ihnen die Gastfreundschaft des Präfekten zuerst das erhebende Gefühl der vollen Freiheit, am nächsten Tage, am 4. Dezember, betrat Ferrari wieder das Elternhaus in Udine.

Wenig Tage später, am 7. Dezember, wurde auch Giovanni Cairoli aus seiner Haft entlassen. Der charaktervolle Mann hatte sich geweigert, einen Revers zu unterzeichnen, der ihn verpflichtet hätte, niemals wieder die Waffen gegen die päpstliche Regierung zu tragen; er wollte seine Freiheit nicht um den Preis seiner Überzeugung erkaufen. Es ist ein hochherziger Zug dieser Regierung, daß sie ihn, wohl auf Vermittlung des Monsignore Stonor, auch ohne diese Verpflichtung entließ. Er genas auch in der Heimat nicht wieder. Obwohl keine seiner vier Wunden eigentlich tödlich war, so erlag er doch ihren Folgen am 11. September 1869. Die Erfüllung seiner leidenschaftlichen Hoffnung, den Einzug der italienischen Truppen in Rom, ein Jahr danach, hat er also nicht erlebt.

Seitdem ist die Villa Glori an jedem 23. Oktober ein Wallfahrtsort der patriotischen Italiener geworden. Freilich ist das Grundstück, das jetzt der Stadtgemeinde Rom gehört, durch die neuen Anlagen des Parco Margherita so verändert, daß sich der Zustand von 1867 kaum noch wiedererkennen läßt, und das Herrenhaus ist in einen Zollposten umgewandelt. Doch bezeichnet seit 1895 eine Denkhäule die Stelle, wo die Cairoli fielen, und alljährlich bedecken am 23. Oktober zahllose Kränze das Denkmal und den Mandelbaum daneben. Ein schöneres Denkmal hat den Tapfern, die ohne jeden Zwang einer staatlichen Pflicht für ein hohes Ideal freiwillig in Not und Tod gingen, ihr Mitkämpfer Ferrari in seinem schlichten Buche gesetzt. Er hat es dankbar seiner verehrten

Mutter „als Trost und Zerstreuung in ihrem hohen Alter“ gewidmet. Denn wenn Italien wieder eine Nation geworden ist, so haben daran die italienischen Mütter einen hervorragenden Anteil.



Kunstabetrachtungen

(Schluß)



ehr lebendig und manchmal mit einer gewissen Erregung schreibt Fritz Wolff über „Verantwortung und Kunstkritik“ (Leipzig, Diederichs). „Noch in der Korrespondenz mit dem Verleger nannte ich das Vorliegende ein Sendschreiben an die deutsche Kunstkritik. An wen soll man es richten? Es gibt keine deutsche Kunstkritik, von der zu sprechen wäre. Deutsche Kunstkritik ist ein leerer Begriff, die euphemistische Bezeichnung für das wirre Gemenge einer Anzahl guter und einer Anzahl schlechter Köpfe“ usw. Wir nehmen an, daß der Verfasser sich zu den guten rechnet. Er bekennt sich als Schüler zu Muther und wendet sich gegen nachahmende Nachfolger, die sich ebenfalls für dessen Schüler ausgeben und deren Zahl unüberschaubar groß sei, aber er nennt keinen Namen, und wir sind so aufrichtig, zu bekennen, daß wir nicht wissen, gegen wen seine Ausführungen, die übrigens viel treffendes enthalten, gerichtet sind. Ob Leistung oder Stellung ihn zu der scharfen Tonart berechtigen, können wir ebenfalls nicht sagen. Die Vorrede ist von Alt-Muffee datiert, das uns in diesem Zusammenhang noch nicht vorgekommen ist.

Ein ungemein interessantes, ja bedeutendes kleines Buch sind die im Verlage von Heitz in Straßburg erschienenen Briefe des 1896 gestorbenen Kopenhagener Kunsthistorikers Julius Lange; sie enthalten in der schlichtesten Form eine Menge kluger und eigentümlicher Gedanken. Was er gelegentlich einem Freunde, der sich auf eine italienische Reise vorbereitet, schreibt: „Ein Mann mit Ihrer lateinischen und griechischen Bildung wird zweifelsohne Recht haben, die Dinge viel mehr nach seinem eignen Kopf zu betrachten, als er anfänglich selbst geneigt ist, weil es über alles gedruckte Ansichten gibt,“ das kann als seine eigne Charakteristik genommen werden. Aus den engen Verhältnissen seines kleinen Landes heraus hat er sich durch Reisen und jahrelanges Nachdenken zu einer völlig selbständigen Auffassung der Kunst durchgearbeitet, und erst ganz spät hat er einzelne reife Arbeiten veröffentlicht, z. B. eine Kunstgeschichte der menschlichen Gestalt, im übrigen aber die Fülle seines Wissens Freunden und Fachgenossen mündlich mitgeteilt. Ein seltner Mann in unsrer literarisch überproduktiven Zeit. Er hält nicht viel von den Leuten, die den spekulativ ästhetischen Weg gegangen sind, sie sind allzu künstlich und allzu literarisch; er ist nicht sehr geneigt, den Eindruck und die Beobachtungen aufzugeben, die er auf gesetzliche Art durch eine ordentliche Betrachtung des Originals gewonnen hat, obwohl er sich natürlich überzeugen